

Die Heimerziehung der Nachkriegszeit war düster

Welche Veränderungen und Entwicklungen hat ,68 in der Heimerziehung bewirkt?

Wie viele Angehörige meiner Generation – und damit meine ich die Anfang der 1980er Jahre in Westdeutschland Geborenen – habe auch ich ein etwas ambivalentes Verhältnis zu ,68' und den 68er. ,68' steht für Rebellion, Veränderung, Umwälzung. Ihr 68er seid bewundernswert, wir sind Euch dankbar, Ihr wart politisch, Ihr wart rebellisch. Ihr habt demonstriert, gekämpft, am System gerüttelt, habt gesellschaftliche Veränderungen herbeigeführt. Ihr habt Freiheiten erkämpft, die für uns heute selbstverständlich sind - das sage ich auch und gerade als Frau. Ihr wolltet etwas bewegen und Ihr habt etwas bewegt.

Meine Generation kann sich gar nicht vorstellen, in welcher Gesellschaft Ihr aufgewachsen seid, welche Enge Ihr in der Erziehung, in den Geschlechter- und Rollenbilder erlebt habt und auch kaum, wie sehr die Generation vor Euch es geschafft hat, den Nationalsozialismus unter einen Mantel des Schweigens zu hüllen. Ihr habt sie zum Reden und zur Auseinandersetzung gezwungen. Ohne ,68' wäre das Land, in dem ich aufgewachsen bin, sicher ein anderes.

Gleichzeitig steht ,68' für meine Generation auch immer dem schlechten Gewissen Pate. Wenn wir den 68ern und ihren Geschichten folgen, wird uns stetig bewusst, dass wir zu selten demonstrieren, zu vieles akzeptieren, zu vieles selbstverständlich nehmen. In der Heimerziehung ist das Jahr 1968 wichtig und die sogenannten 68er haben massive Veränderungen herbeigeführt und noch mehr Veränderungen angestoßen.



Daniela Reimer *1981

Dr., Hochschuldozentin an der ZHAW Zürich. Arbeitsschwerpunkte: Biografieforschung, Pflegekinder, Kultur, Normalität
remr@zhaw.ch

Abstract / Das Wichtigste in Kürze Das Jahr 1968 stellt einen Meilenstein dar in der Entwicklung der Heimerziehung, weg von einer Strafanstalt hin zu einer modernen Fremdunterbringungsform. Dennoch gibt es noch viel Verbesserungsbedarf. Der Artikel schaut zurück und wagt einen Ausblick.

Keywords / Stichworte Heimerziehung, 68, Geschichte der Fremdunterbringung

Heimerziehung in der Nachkriegszeit vor 1968

Die Zustände in der Heimerziehung in der Nachkriegszeit klingen für Generation ziemlich düster. Würde man uns nicht sagen, wann solche Zustände in der Heimerziehung herrschten, wir würden kaum glauben, dass es sich um Berichte aus der Mitte des 20. Jahrhunderts handelt. Säuglingsheime mit hoher Sterblichkeitsrate, nicht oder nur schlecht ausgebildetes Personal, in kirchlichen Einrichtungen oft an straftheologischen Welt- und Menschenbildern ausgerichtete Umgangsformen des Personals. An vielen Orten große Anstalten, in denen die Kinder und Jugendlichen im Heim aus der Mehrheitsgesellschaft überwiegend ausgeschlossen waren. Strafen, Disziplin, Gewalt, sexuelle Gewalt, wenig Entscheidungsfreiraum, schlechte Schulbildung, keine Möglichkeit, selbst bei der Wahl von Ausbildung und Beruf mitzuentcheiden. Große Schlafräume, wenig bis keine Privatsphäre, kaum die Möglichkeit, privaten Besitz zu haben, keinen oder sehr eingeschränkten Kontakt zur Herkunftsfamilie.

Paradoxerweise lebten diese Zustände fort, als es längst in Wissenschaft und Forschung ein breites Wissen über Hospitalismus gab sowie erste Erkenntnisse aus der Bindungsforschung, die deutlich zeigten, wie desaströs sich anstaltsartige Lebensverhältnisse und Umgangsformen auf Kinder und ihre Entwicklung auswirken. Auch pädagogisch gab es lange vorher reformpädagogische Ansätze, die aber in der Breite der Heimerziehung nicht angekommen waren, wie zum Beispiel Pestalozzis pädagogische Überlegungen, August Aichhorns psychoanalytische Kritik der Heimerziehungspraxis oder auch Janusz Korczaks Ausführungen zu den Rechten der Kinder. Die Folgen der anstaltsartigen Heimerziehung zeigen sich an ihren Opfern, die im Durchschnitt eine wesentlich schlechtere psychische Gesundheit aufweisen als andere Menschen ihrer Altersgruppe, auch Jahrzehnte später unter posttraumatischen Belastungssymptomen leiden, vie-

le von ihnen sind gesellschaftlich benachteiligt oder gar desintegriert.

Heimkampagne

Die Bewegungen, die unter dem Stichwort „Heimkampagne“ zusammengefasst werden, wirken beim Lesen von Erfahrungsberichten und Beschreibungen wie eine gesellschaftliche Revolution und gleichzeitig wie eine ganz eigene Emanzipationsbewegung der Kinder, die ihresgleichen sucht. Während in den Jahren vor ‚68‘ der Versuch von Kindern und Jugendlichen, im Heim gegen die bestehenden Verhältnisse zu revoltieren und sich bessere Bedingungen zu erkämpfen, immer wieder im Keim erstickt worden war und die revoltierenden Kinder und Jugendlichen hart bestraft wurden, gelang es ‚68‘, eine breite Öffentlichkeit auf die Missstände der Heimerziehung aufmerksam zu machen und sich – unterstützt von der Studentenbewegung – dagegen zur Wehr zu setzen. Unter dem Stichwort „Holt die Kinder aus den Heimen“ gab es fluchtartige Massenausbrüche aus den Heimen, die Kinder und Jugendlichen selbst forderten in Flugblättern und beim 4. Kinder- und Jugendhilfetag eine vollständige Reform der Heimerziehung, Mitspracherechte und eine grundlegende Verbesserung der Bedingungen. Mit neuen Wohnformen für Kinder und Jugendliche aus der Heimerziehung wurde vor allem in den Großstädten experimentiert, es entstand ein Bewusstsein und gesellschaftliche Aufmerksamkeit für die Missstände in der Heimerziehung und für den dringenden Änderungsbedarf.

Selbstverständlich konnte die Heimerziehung nicht in wenigen Jahren vollständig umgekrempelt werden. Deshalb sind es sowohl die 68er als auch und gerade diejenigen, die nach 1968 kamen – und damit meine ich die Kolleg_innen, die ab Mitte der 1950er Jahre geboren sind –, die die Heimerziehung grundlegend verändert haben. Sie waren es, die nach der Erzieherausbildung oder dem Studium der Sozialpädagogik in die Heimerziehung gegangen sind, mit dem Ziel, an der Basis etwas zu verändern. Die in den 1980er Jahren daran gearbeitet haben, dass vor allem in den westdeutschen Großstädten anstaltsartige Heimeinrichtungen aufgelöst und in kleine Einrichtungen überführt wurden, dass die Heimerziehung so deinstitutionalisiert und zumindest ansatzweise entstigmatisiert wurde. Sie haben das Konzept der Lebensweltorientierung in der Heimerziehung mit Leben gefüllt. Kolleg_innen in den übergeordneten Positionen haben auf der strukturellen Ebene durch die Einführung des Kinder- und Jugendhilfegesetzes 1991 für Verbesserungen gesorgt. Die Folgegenerationen von Fachkräften arbeiten daran, dass sich der Umgang der Erwachsenen mit den Kinder verändert und dass Partizipation einen wichtigen Platz in der Heimerziehung bekommt. In den letzten Jahren werden zunehmend Vorkehrungen entwickelt, wie Kinder sich Gehör verschaffen können, geschützt werden vor Übergriffen und bessere

Bildungschancen erhalten. So ist Heimerziehung heute nicht mehr Anstalt, Zwang, Gewalt und Missbrauch – zumindest an den meisten Orten – sondern konnte sich zu einem Ort entwickeln, der Kindern durchaus ein gutes Aufwachsen ermöglichen kann. Nicht ohne Grund kann die Geschichte der Heimerziehung auch als eine Erfolgsgeschichte bezeichnet werden (vgl. Hering 2018).

...und die Opfer?

Vor dem Hintergrund dieser Veränderungen, der Kritik an der Heimerziehung und der Aufdeckung der Missstände ist es irritierend, dass es nach 1968 noch weit über 30 Jahre dauern musste, bis die Opfer der Heimerziehung der 1950er und 60er Jahre sowie der ostdeutschen Heimerziehung bis 1989 – die ebenfalls an vielen Orten menschenunwürdig war – in den Fokus rückten. Und das auch nur deshalb, weil es ihnen selbst gelungen ist, sich nach vielen Jahren Gehör zu verschaffen. Noch empörender ist es, dass die Opfer für ihr langes Stillhalten Kritik hinnehmen mussten. Warum es so lange dauern musste, bis die Opfer gehört wurden und warum die durch ‚68‘ angeregten Veränderungen zumindest in den frühen Jahren so wenig die Entschädigung der Opfer im Blick hatten, bleibt ein Rätsel. Auch warum die Heimerziehungsgeschichte erst so verspätet intensiv aufgearbeitet wurde bleibt eine offene Frage. Umso wichtiger, dass die Opfer zwar spät und weit unter den Forderungen, aber dennoch gehört und entschädigt werden, dass das widerfahrene Unrecht als Unrecht anerkannt wird und die Geschichte der Heimerziehung mittlerweile, wenn auch noch unvollständig, aufgearbeitet wird und wurde. Wichtig ist, dass es gelingt, die Aufarbeitung des Unrechts fortzusetzen, sowohl in den einzelnen Einrichtungen als auch auf wissenschaftlicher Ebene.

Heimerziehung als Erfolgsgeschichte?

Ist die Geschichte der Heimerziehung in Deutschland vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen nun eine Erfolgsgeschichte? Wenn man betrachtet, woher die Heimerziehung kommt, mag das sicher teilweise stimmen. Wenn dem aber vollständig so wäre, dann bliebe wenig Arbeit für unsere Generation übrig. Dem ist aus meiner Sicht nicht so. Bis heute sind junge Erwachsene aus der Heimerziehung im Bildungssystem benachteiligt, das Übergangssystem ist zu rigide, die Beendigung der Jugendhilfe zu unflexibel und für viele zu früh, um einen guten Start ins Erwachsenenalter zu ermöglichen. Immer wieder gibt es auch heute Heimskandale, durch die deutlich wird, dass Heimerziehung auch aktuell für manche Kinder zu einer schrecklichen Erfahrung werden kann.

Kinder und Jugendliche in der Heimerziehung erleben ihr soziales Netzwerk als weniger unterstützend als Kinder, die in Familien aufwachsen und um ihre psychische Gesundheit ist es im Vergleich zur Gesamtbevölkerung schlechter bestellt. Bis heute gibt es in vielen Bundesländern die Möglich-

keit, Kinder geschlossen unterzubringen – Einrichtungen, die solche Konzepte anbieten, haben angeblich lange Wartelisten. Auch wenn beteuert wird, dass geschlossene Unterbringung heute nichts mehr mit der Heimerziehung der früheren Jahre gemein hat, muss kritisch hinterfragt werden, wie geschlossene Unterbringung mit einem aktuellen Erziehungsverständnis vereinbar ist, ob sie nicht unser ganzes Jugendhilfesystem mit seiner eigentlich – zumindest auf dem Papier bestehenden - partizipativen Logik torpediert. Und es muss gefragt werden, welche Kindheitsbilder und welches Professionsverständnis noch dominieren, wenn solche Unterbringungsformen in Teilen der Jugendhilfe für unerlässlich gehalten werden. Erfolgsgeschichte insofern also sicher, aber kein Erfolg, auf dem sich Profession und Wissenschaft ausruhen können. Im Gegenteil, es gibt weiter großen Handlungsbedarf auf vielen Ebenen.

Was sollten wir von ‚68 lernen?

Auch wenn es die Frage, die der Artikel aufwirft, überschreitet, möchte ich dennoch einen Blick auf das werfen, was wir von ‚68‘ lernen und mitnehmen sollten. An drei Themen möchte ich beispielhaft skizzieren, wo und wie mich ‚68‘ zum Nachdenken bringt.

- Da wäre zum einen die Frage, wer weshalb in der Heimerziehung landet. Die 68er Jahre haben den Kampf um die Heimerziehung stark als Klassenkampf inszeniert (vgl. Meinhof 1971), die Arbeiterjugend soll durch Heimerziehung, so die Annahme, diszipliniert und ordentlich erzogen werden, auch mit drastischen Maßnahmen. Darauf richtete sich unter anderem die Kritik. Das mag heute auf den ersten Blick antiquiert erscheinen, aber sollte zum Nachdenken anregen. Heimerziehung muss sich immer wieder fragen, welche Adressatengruppen überrepräsentiert sind und was die Gründe dafür sein mögen; wo und wie sie normierend und dabei einengend wirkt; welche heimlichen gesellschaftlichen (Integrations-) Aufträge sie erfüllt oder erfüllen soll – und wie das zu einer Erziehung zur Mündigkeit passt. Dafür braucht es Raum zur Reflexion, nachdenkliche und mutige Fachkräfte sowie Offenheit, sich an den Bedürfnissen der Kinder zu orientieren, Kinder sich entfalten lassen, sie zu stärken, in dem was und wer sie sind, auch wenn sie sich dann möglicherweise anders entwickeln, als es der gesellschaftlichen Norm – und den Erwartungen der Jugendhilfeträger – entspricht. Kolleg_innen an den Hochschulen müssen sich fragen, was in Studium und Ausbildung getan wird, um Studierende zu einem solchem Hinterfragen anzuregen, wie sie befähigt werden, mutig Standpunkte zu beziehen und zu kritischen Fachkräften ausgebildet werden können.
- Ein zweiter Aspekt: ‚68‘ hat massiv an der Normalfamilie gerüttelt, ihre überkommenen Rollenvorstellungen kritisiert und hinterfragt. Familien- und Rollenbilder haben

sich geweitet, Strukturen haben sich verändert genauso wie Erziehungsideale und das Zusammenleben zwischen Eltern und Kindern. Dabei hat sich eingeschlichen, dass Familie als Institution heute in weiten Teilen der Gesellschaft und auch in Teilen der Profession idealisiert wird. Studierende in meinen Seminaren beschreiben Familie oft als Hort der Geborgenheit, die Heimerziehung schreibt sich gerne auf die Fahnen, „familienorientiert“ zu sein oder „doing family“ zu betreiben, was auch immer das im Einzelfall bedeuten mag. Statistisch nimmt die Unterbringung in familiären Settings (Pflegefamilie, Erziehungsstelle) in den letzten zehn Jahren zu. Die Heimerziehung gerät dabei in eine Situation, in der sie im Vergleich zur Familienerziehung unter Rechtfertigungszwang kommt und in manchen Diskursen per se als schlechtere Alternative zur Familienerziehung erscheint. Dabei bietet Heimerziehung für viele Kinder und Jugendliche Vorteile, die sich in den familiären Settings so nicht finden lassen. Hier ist die Heimerziehung gefordert, sich von der Idealisierung familiären Zusammenlebens kritisch zu distanzieren und herauszuarbeiten und zu betonen, was sie als nicht familiäre Erziehung für Kinder und leisten kann. Damit leistet sie auch einen Beitrag dazu, die gesellschaftliche Idealisierung von Familie und Familienerziehung kritisch zu reflektieren – und kann damit einen Gegenpol zu Bewegungen bilden, die eine Retraditionalisierung der Familien- und Sozialpolitik vorantreiben.

- Der dritte Aspekt: Auch vor ‚68‘ gab es Wissen darüber, dass Anstaltserziehung schädlich für kindliches Aufwachsen ist und gute reformpädagogische Konzepte. In der Breite der Praxis kamen diese nicht an. Als Wissenschaftlerin erschreckt mich diese Diskrepanz. Gleichzeitig bestärkt sie mich darin, dass Wissenschaft nicht nur eine Verantwortung hat, Wissen zu generieren, sondern auch eine ethische Verantwortung dafür hat, dieses Wissen so in die Praxis zu transferieren, dass sich Lebenssituationen und -umstände Einzelner oder bestimmter Gruppen verbessern. Auch am Gelingen dieses Transfers gilt es beständig zu arbeiten. ❀

Literatur

HERING, SABINE (2018).

Geschichte der Kindheit im Heim. In Deutschland seit 1870. Katalog zur Ausstellung. Potsdam 2017/18.
Herausgeber: Stiftung „Großes Waisenhaus zu Potsdam“

MEINHOF, ULRIKE MARIE (1971).

Bambule. Fürsorge – Sorge für wen? Berlin: Wagenbach